

E-JOURNAL (2019)
8. JAHRGANG / 1

zfl

**FORUM
INTERDISZIPLINÄRE
BEGRIFFSGESCHICHTE
(FIB)**

LEIBNIZ-ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Herausgegeben von Ernst Müller

Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
T +49 (0)30 20192-155 | F -243 | sekretariat@zfl-berlin.org

IMPRESSUM

Herausgeber FIB

Ernst Müller, Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), www.zfl-berlin.org

Herausgeber dieser Ausgabe

Falko Schmieder

Direktorin

Eva Geulen

Redaktion

Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Barbara Picht, Falko Schmieder, Georg Toepfer

Wissenschaftlicher Beirat

Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin
Lektorat Gwendolin Engels, Georgia Lummert
Layout/Satz Jakob Claus
Titelbild D. M. Nagu

ISSN 2195-0598

© 2019 / Das Copyright liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Die Publikation steht im Zusammenhang mit der Kooperation im Rahmen des vom spanischen Wissenschaftsministerium geförderten Forschungsprojekts FFI2017-82195-P.

INHALT

4 EDITORIAL

Falko Schmieder

BEITRÄGE

BESTANDSAUFNAHME BEGRIFFSGESCHICHTLICHER FORSCHUNG ZUM
20. JAHRHUNDERT

6 DIVERSITÄT

Georg Toepfer

15 GLOBALISIERUNG

Barbara Picht

21 HEGEMONIE

Falko Schmieder

25 HEIMAT

Martin Schlüter

29 INNOVATION

Falko Schmieder

34 INTELLEKTUELLE

Gangolf Hübinger

41 KONTINGENZ/ZUFALL

Verena Wirtz

45 LEISTUNG

Jasmin Brötz

49 NETZ/NETZWERK/VERNETZUNG

Peter Fritz

56 RAUM

David Kaldewey

62 ZUKUNFT

Falko Schmieder

66 BEGRIFFE ›NACH DEM BOOM‹

Ernst Müller

72 KONNOTATIONSTRANSFER

BEMERKUNGEN ZUM WANDEL VON GRUND- UND LEITBEGRIFFEN UNTER
MASSENDEMOKRATISCHEN VERHÄLTNISSEN

Clemens Knobloch

MISZELLE

86 KOSELLECK UND DIE GESCHICHTSPHILOSOPHIE DES 18. JAHRHUNDERTS

Johannes Rohbeck

KONNOTATIONSTRANSFER BEMERKUNGEN ZUM WANDEL VON GRUND- UND LEITBEGRIFFEN UNTER MASSEN- DEMOKRATISCHEN VERHÄLTNISSEN

Clemens Knobloch

I. VORAB

Nichts ist so prekär wie die Kontinuität und Identität eines Zeichens. Gewiss, die Weiterverwendung eines tradierten Wortkörpers suggeriert Kontinuität auch auf der Inhaltsseite, und die Etablierung eines neuen Wortkörpers suggeriert Diskontinuität, wiewohl ein neuer Wortkörper einen etablierten Inhaltskomplex fortführen und ein alter einen grundstürzend neuen Inhaltskomplex etablieren kann. Auf den ersten Blick haben es große, diachrone, maschinenlesbare Textkorpora leichter gemacht, etwa dem Wandel von Kollokationsprofilen bei Traditionsbegriffen nachzugehen. Es ist leicht aufzudecken, dass etwa der Bildungsbegriff in den vergangenen 50 Jahren aus seiner angestammten (bildungsreligiösen) Sphäre in die Felder von Ökonomie, Humankapital, Sozialstruktur (»Armut« heißt jetzt »bildungsferne Schichten«), Berufsqualifikation übergegangen ist. Der Bildungsbegriff des 19. Jahrhunderts stand (als Programm personaler Selbstvervollkommnung durch Kultur und Wissenschaft) in striktem Gegensatz zu dieser Sphäre, in der er heute beheimatet ist.¹ Selbstverständlich gibt es weiterhin eine Bildungsschicht, sie hat aber ihren gesellschaftlich modellbildenden Charakter an Manager und Professionals abgegeben. Über den konnotativ nach wie vor mitgeführten Sphärengeruch kann jedoch *Bildung* auch heute die neue Trägerschicht noch mit den bildungsreligiösen Weihen der alten versorgen. Der Ausdruck selbst dient jetzt als »semantische Fähre«² zwischen der alten und der neuen Bildungswelt.³ Über die starke Erfahrungskopplung

von Bildungsanstrengungen und sozialem Aufstieg in den letzten Generationen erfährt so ein historisch tiefer Traditionsbegriff einen radikalen Umbau.

Wer im *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache* die Daten zur öffentlichen Verwendung des Wortes *Bildung* zwischen 2000 und 2010 sichtet, der findet gehäuft neue Kollokate wie *Rohstoff, Zukunft, Wissen, ökonomischer Erfolg/Statuserhalt*. Jeder kennt die pathetischen Texte über die »Bildungsrepublik Deutschland«, deren einziger Rohstoff, deren Zukunft in der Bildung der Bürger liege. Latente Kollokate verweisen auf die Sphären von »sozial«, »Armut«. Sie suggerieren, dass einzig »Bildung« dauerhaft vor »Armut« schütze, und münden in den Appell für »lebenslanges Lernen« in der »Wissensgesellschaft«.

Gewiss, mit der Aussicht auf meritokratische Teilhabe an Prestige, Elite, Aristokratie konnten immer schon erfreuliche Karrieren verbunden sein. Dennoch war »Bildung« ein asketisch-antikarrieristisches Projekt, und jetzt ist die Bildungsparole eingerückt in den verpflichtenden Kanon der Selbstoptimierung für jedes »unternehmerische Selbst«.⁴ Den asketischen Verpflichtungscharakter hat die »Bildung« gar in die schöne neue Welt herübergerettet. Denn was bleibt dem qua Bildungsimperativ angerufenen Humankapital anderes übrig, als ständig an seiner Selbstvervollkommnung zu arbeiten? Die zunehmende Konkurrenz eines globalisierten Arbeitsmarktes lässt ihm keine Wahl – und Erfolg, Aufstieg, Reichtum sind keineswegs garantiert. Immerhin suggeriert »Bildung« weiterhin, dass man etwas Wertvolles erworben hat, was einem keiner mehr nehmen kann, auch wenn das Zertifikat sich auf dem Arbeitsmarkt als wertlos erweist. All diese Kontinuitäten und Diskontinuitäten wird man (mit Recht) in der Begriffsgeschichte von

1 Vgl. Georg Bollenbeck: *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt a. M./Leipzig 1994.

2 Vgl. Utz Maas: »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand« – *Sprache im Nationalsozialismus*, Opladen 1984.

3 Vgl. Kyrosch Arab Alidusti: *Der Bildungsbegriff in der medienöffentlichen Debatte*, Diss. Phil. Universität Siegen 2012.

4 Ulrich Bröckling: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt a. M. 2007.

Bildung verorten. Deren Diskontinuitäten werden überdeckt durch die Kontinuität des Wortkörpers. Und der führt die konnotativen Bestände des alten Bildungsbegriffs mit und macht es möglich, dass diese (z. B. polemisch im bildungskonservativen Feuilleton) weiterhin aktiviert werden können.

Am anderen Ende des Spektrums finden wir neue Wortkörper wie *Globalisierung*, *Diversität/Vielfalt*, *Inklusion*, finden wir die prägnanten und höchst gegenwärtigen Einträge des *Glossars der Gegenwart*,⁵ finden wir die pilzartig schießenden und wuchernden Neuerungen wie *Kreativität*, *Resilienz*,⁶ finden wir die enteigneten emanzipatorischen Begriffe wie *Autonomie*, *Selbstverwirklichung*. Die Liste von Christian Geulen enthält Ausdrücke aus all diesen Gruppen (und aus einigen anderen).⁷ Hier suggeriert der neue Wortkörper auch neue Narrative, neue Deutungsmuster, neue *framing devices*. Wer hier wiederum die verfügbaren Korpora bemüht, der erfährt, dass manches, was ausdrucksseitig neu aussieht, durch alte konnotative und kollokative Bestände beerbt bzw. reorganisiert. Hinter *Diversität/Vielfalt* findet man die kollokativen Umgebungen von *Toleranz*, *Multikulturalität*, und auch *politisch korrekt* scheint (bei allen negativen Ladungen) im Umfeld von *Diversität/Vielfalt* wieder aufzutauchen, positiv umgewertet als Rücksichtnahme freilich.

Grundsätzlich vermittelt die Durchsetzung eines neuen Ausdrucks die Nachricht, dass etwas grundlegend Neues passiert, in die Welt gekommen ist, »wohingegen sein nachfolgender Gebrauch [...] anzeigt, dass man unwillig ist zuzugeben, dass überhaupt etwas passiert ist, was außerhalb des Gewöhnlichen liegt«. ⁸ Oder, um ein Bild Karl Mannheims zu zitieren: Der epochentypische Umbau von Begriffen und Deutungsmustern gleicht in der Regel eher einem »Radwechsel bei fahrendem Zug« als einem »Hausbau auf neuen Fundamenten«. ⁹

Kurz und gut: Jegliche Verallgemeinerung über das, was die Leitbegriffe des 20. Jahrhunderts von denen des 19. Jahrhunderts unterscheidet, ist mit Vorsicht zu genießen. Was neu aussieht, muss nicht zur Gänze neu sein, und vice versa. Die ausdrucksseitigen Kodierungen sind selbst bisweilen strategisch, wir haben es mit einer öffentlichen Meinung zu tun, die zunehmend professionell produziert (und auch kurzfristig improvisiert) wird. Was uns ausdrucksseitig begegnet, ist nicht mehr unbedingt natur- oder kulturwüchsig, sondern vielfach kalkuliert. Experimentelle Mentalitäten erobern auch die Begriffspolitik, und was uns über den Weg läuft, das sind auch Stichworte, die einfach versuchsweise in Umlauf gebracht worden sind. Ein Ausdruck wie *Heimat*, der mächtig antiquiert klingt, taucht womöglich in der Selbstbezeichnung des deutschen Innenministeriums auf, um nostalgische Motive nicht den Rechtspopulisten zur exklusiven Verwertung zu überlassen. Und klingt er nicht auch weniger martialisch als »deutsche Leitkultur«?

Es wird also zu fragen sein, ob sich nach dem Ansehensverlust der großen traditionellen »Bewegungsbegriffe« (sagen wir) Stilmerkmale ausmachen lassen, die charakteristisch sind für die Macht-, Wissens- und Zustimmungspraktiken des 20. Jahrhunderts. Hierzu gibt es zahlreiche Vorüberlegungen, von Ulrich Bröckling u. a. – Stichwort: *Gouvernementalität* –¹⁰ über Geulen – Stichwort: *Zeithorizonte* –,¹¹ bis Jürgen Link – Stichwort: *Selbstnormalisierung*, *Geschichten mittlerer Reichweite* –,¹² um nur einige zu nennen. Als Sprach- und Kommunikationswissenschaftler will ich versuchen, Veränderungen im Konnotationstransfer bei einigen »modernen« Grundbegriffen auszuleuchten.

II. KONNOTATIONSTRANSFER

Konnotationstransfer ist die alltäglichste Sache der Welt. In jedem Text, in jeder Äußerung finden sich Ausdrücke, Formeln, Konstruktionen, die andere Zusammenhänge konnotativ mitführen als die, in denen sie gerade stehen. Sprachpraktiken sind semiotisch reflexiv, sie lagern Spuren an, mittels deren sie die Zusammenhänge aufrufen und mitbedeuten, in denen

5 Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): *Glossar der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2004.

6 Vgl. Ulrich Bröckling: *Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste*, Berlin 2017.

7 Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeitgeschichtliche Forschungen* 7 (2010), H. 1, S. 79–97, online: <https://zeit-historische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

8 Hannah Arendt: *Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Übungen im politischen Denken I*, München 1994, S. 115.

9 Karl Mannheim: *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*, Darmstadt 1958, S. 14.

10 Vgl. Ulrich Bröckling/Susanne Krasman/Thomas Lemke (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2000.

11 Vgl. Geulen: »Plädoyer« (Anm. 7).

12 Vgl. Jürgen Link: *Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart*, Konstanz 2013.

sie gewissermaßen zu Hause sind.¹³ Niemand kann die Formel ›Wahrlich, ich sage euch ...‹ verwenden, ohne damit die gesamte biblische Welt in den aktuellen Redezusammenhang zu importieren – gleich ob er den Ausdruck am Küchentisch oder in der Vorlesung verwendet. Die vermeintliche (konnotative) Neutralität von Kerngrammatik und Kernlexikon ist eine erworbene Neutralität – und sie ist selten vollständig. Sobald wir längere Textpassagen ins Auge fassen, werden wir als kompetente Sprachbenutzer in eine (mehr oder minder bestimmte) Diskurswelt versetzt. Und da die textuell konnotierten Sphären nur selten ›sortenrein‹ sind (um einen Ausdruck aus der Welt des Weins zu verwenden!), haben wir es *in praxi* stets mit ›vielstimmigen‹ (so die Formel von Utz Maas) Texten zu tun, in denen mehrere gesellschaftliche Praxisbereiche semiotisch präsent, vermischt, übereinandergelegt sind. Das geschieht beim Sprechen unweigerlich und gewissermaßen von selbst, es ist aber auch eine Ressource für strategische Kommunikation im Feld der Aufmerksamkeit, der Organisation von Zustimmungsbereitschaft – und selbstverständlich auch im Feld von Ästhetik und Literatur.

Die konnotativen Anlagerungen sprachlicher Ausdrücke sind – *vielfältig*. Welche von ihnen aktiviert werden, zum Zuge kommen, das hängt von den indexikalischen Möglichkeiten der Praxis-sphäre ab, in der sie textuell implementiert werden. Grundsätzlich erlaubt es z. B. die Konstellation von *Diversität/Vielfalt*, den gesamten Komplex aus Deutungs-, Wertungs- und Handlungsbereitschaften aus dem Biodiversitäts- und Artenvielfaltdiskurs in andere Praxisbereiche zu importieren und zu implementieren.¹⁴

Es sei daran erinnert, dass ›Biodiversität‹ trotz der offenkundigen Verwurzelung in Biologie und Evolutionslehre von Anfang an ein strategisches ›Grenzobjekt‹ gewesen ist (so die in der Fachliteratur

gebräuchliche Formel).¹⁵ Prominent geworden durch den weltbekannten (und äußerst wirkungsbewussten) Ameisenforscher und Begründer der Soziobiologie, Edward O. Wilson, adressiert der Ausdruck keineswegs den biologischen Fachdiskurs. Dafür ist er viel zu vage und letztlich auch gar nicht fachlich explizierbar. Er adressiert von vornherein Umweltschützer, Politik- und Wirtschaftsakteure und präsentiert ihnen gewissermaßen ein symbolisches Hochwertprodukt, das gefährdet, unbedingt schützenswert, imagefördernd und in vielfältige Interessenzusammenhänge einzufädeln ist.¹⁶ *Biodiversität* ist ein Begriff für die exoterische Kommunikation der Biologie. Reinhard Piechocki schreibt klipp und klar: Der Begriff *Biodiversität* wurde erfunden, um politisch Einfluss zu nehmen, um die Rolle der Biowissenschaften im politischen Entscheidungsprozess zu stärken.¹⁷

Mit dem Anspruch, zur Erhaltung von Biodiversität beizutragen, lassen sich vielfältige Ressourcen mobilisieren. Indem das Fach Biologie für ein solchermaßen überlebenswichtiges Problem fachlich ›zuständig‹ ist, generiert der Ausdruck für das Fach auch interdiskursive Resonanz. Kein Wunder, dass nach diesem erfolgreichen Vorbild auch andere Akteure gerne erklären, sie seien für ›Diversität/Vielfalt‹ zuständig! Mehr Potential für Konnotationstransfers geht nicht. Es ist aber eben nicht allein der biologische Fachdiskurs, der qua *Biodiversität* in der medienöffentlichen Kommunikation re-repräsentiert wird, es ist vielmehr die ganze hoch moralisierte Tier-, Umwelt- und Artenschutzdebatte, die überall da einschießt, wo von Diversität die Rede ist. Fachwissenschaftliche Weihen scheinen im Konnotationsspaket moderner Leitbegriffe erforderlich zu sein,¹⁸ ebenso wichtig, vielleicht wichtiger ist aber die konnotative Affinität zur Sphäre der moralisierten Selbst- und Fremdsorge, die von ökologischen Aufladungen bestimmt ist. Es ist nicht mehr die klassische Wissenschaftlichkeit, die konnotativ mitgeführt wird, sondern die interdiskursiv popularisierte, die der Wissenschaftssoziologe Peter Weingart als politisiert, kommerzialisiert und medialisiert kennzeichnet.¹⁹

13 Vgl. Utz Maas: »Konnotation«, in: Franz Januschek (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis*, Opladen 1985, S. 71–96; Helmuth Feilke: *Common sense-Kompetenz*, Frankfurt a. M. 1994.

14 Vgl. Reinhard Piechocki: »Biodiversität – Zur Entstehung und Tragweite eines neuen Schlüsselbegriffs«, in: Thomas Potthast (Hg.): *Biodiversität – Schlüsselbegriff des Naturschutzes im 21. Jahrhundert*, Bonn 2007, S. 11–24; Ludger Pries (Hg.): *Zusammenhalt durch Vielfalt. Bindungskräfte der Vergesellschaftung im 21. Jahrhundert*, Wiesbaden 2013; André Blum/Nina Zschocke/Hans-Jörg Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg 2016; Monika Salzbrunn: *Vielfalt – Diversität*, Bielefeld 2014.

15 Vgl. Piechocki: »Biodiversität« (Anm. 14); Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 14).

16 Vgl. Joachim Radkau: *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München 2011, S. 588–594.

17 Vgl. Piechocki: »Biodiversität« (Anm. 14).

18 Vgl. Geulen: »Plädoyer« (Anm. 7).

19 Vgl. Peter Weingart: *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*, Weilerswist 2001.

›Biodiversität‹ war auch eine Steilvorlage für die Gen- und Pharmaindustrie, die sich auf die lukrative Verwertung natürlicher Ressourcen stürzen und zugleich den Artenschutz auf ihre imagepolitischen Mühlen lenken konnte. Mit der ›Entdeckung‹ der Biodiversität beginnt auch die Patentierung von Genen, Arten, Wirkstoffen. In den Ländern (und Regenwäldern) der Peripherie konnten sich globale Gen- und Pharmakonzerne gewissermaßen als Retter der Biodiversität in Szene setzen – und deren Errungenschaften gleich für sich patentieren lassen. So gesehen steht der Ausdruck für eine folgenreiche interdiskursive Wertsetzung (und nicht so sehr für einen biologischen Tatbestand). Zudem handelt es sich eben nicht bloß um die Herkunft von ›Diversität‹ aus dem Artenschutzdiskurs, es handelt sich auch um ein zutiefst liberales Deutungsmuster: Wenn jeder er selbst sein kann und seinen eigenen Neigungen und Präferenzen folgt, dann ist die so resultierende Ordnung für die Gesamtheit die beste aller möglichen Welten. Und das selbst dann, wenn sich in der ganzen Vielfalt auch eher sinistre Typen finden sollten. Was Karsten Fischer als den »semantischen Coup des Liberalismus« bezeichnet, dass es diesem nämlich gelungen sei, ein programmatisches Gesellschaftsbild zu etablieren, in dem es dem Gemeinwohl maximal förderlich ist, wenn jeder an sein eigenes Wohl denkt (und explizite Bemühungen um Gemeinwohl im Gegenzug unter Verdacht stehen, verkleidete Sonderinteressen zu sein), ist hoch kompatibel mit ›Diversität/Vielfalt‹.²⁰

Auch Kollektivsymbolik (Link) und politische Metaphorik (Lakoff und Johnson) sind Formen des Konnotationstransfers. Sie bahnen aber eher die Tauglichkeit hoch komplexer fachdiskursiver Gegenstände für interdiskursive Behandlung. Man denke an das fast mechanische Einrasten des sprachlichen Bildfeldes *Scheidung*, als der Brexit medienöffentlich verhandelt werden musste – ein Vorgang ohne Präzedenz mit rechtlichen, politischen, ökonomischen Konstellationen und Problemen, die offenbar nicht einmal von den Fachleuten verstanden worden sind. Mit einem Male hatte man mit *Scheidung*, *Rosenkrieg*, *Sorgerecht*, *Vermögensfragen* etc. ein Metaphernfeld, dessen Spendersphäre jeder kennt und mit dessen Hilfe jeder (sagen wir) verständlich über all diese unverständlichen Dinge sprechen kann. Das ist ein typischer Fall von Kollektivsymbolik. Gewiss lassen sich auch hier evaluative und deontische Analogien

anschießen: Etwas ist schiefgegangen, wenn es zur ›Scheidung‹ kommt, die ehemaligen Partner waschen gerne schmutzige Wäsche in der Öffentlichkeit, aber in der Hauptsache handelt es sich um kognitive Modellbildung, um Komplexitätsreduktion für interdiskursive Operationen.

Von Ludwik Fleck, dem Pionier der historischen Wissenschaftssoziologie, wissen wir, dass wissenschaftliche Konzepte in der Zirkulation unweigerlich semantisch mutieren, auch wenn der Wortkörper ihre durchgehaltene Identität suggeriert.²¹ Das gilt sowohl für die fachinterne, esoterische Zirkulation wie auch (erst recht) für die interdiskursiv-exoterische. Interdiskursiv zirkulationsfähige Konzepte brauchen darüber hinaus die Fähigkeit, sich sinngiebig in ganz unterschiedliche Kontexte einzunisten, d. h. ihre Mutationsfähigkeit ist (auf eine näher zu bestimmende Weise) systemisch. Das unterscheidet sie ebenfalls von Kollektivsymbolen wie ›Scheidung‹ für Brexit.

Was macht Ausdrücke wie *Diversität/Vielfalt*, *Bildung* (in der zeitgemäßen Gegenwartsversion) dazu geeignet, in zahllosen ganz unterschiedlichen Themenbereichen und Lebenslagen als *framing device* zu dienen? Leider geht es beim Versuch, die einschlägigen Eigenschaften sprachlicher Ausdrücke freizulegen, nicht ganz ohne Linguistik. *Diversität/Vielfalt* ist das, was man als ein deprädikatives Abstraktum bezeichnen könnte. Das heißt, der Substantivierung liegt ein dreistelliges Prädikat ›verschieden‹ zugrunde, das eigentlich nur interpretierbar ist, wenn seine Argumentrelationen mit passenden Ausdrücken gefüllt sind, also in Ausdrücken wie ›X ist *verschieden* von Y hinsichtlich Z‹. Karl Otto Erdmann hat für *Gleichheit* bereits ähnlich argumentiert.²² Im alltäglichen Sprechen versorgen uns Gewohnheiten, verfügbare Beziehbarkeiten mit den für praktische Zwecke hinreichenden Präzisierungen, auch wenn nicht alles jeweils genau expliziert ist. Ohne ›Indexikalität‹ in diesem Sinne ist sprachliche Kommunikation undenkbar. Dabei reichern sich die Prädikate selbst mit den Spuren der sprachpraktischen Argumentkonstellationen an, in denen der Ausdruck verwendet worden ist. Prominent und prägnant sind dabei Aufladungen mit hohen pragmatischen Gehalten und Wertakzenten, wie in unserem Falle die ›Vielfalt‹ von Arten und Lebensweisen und die damit verbundenen

20 Karsten Fischer: *Moralkommunikation der Macht*, Wiesbaden 2006, S. 62.

21 Vgl. Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt a. M. 1980.

22 Vgl. Karl Otto Erdmann: *Die Kunst recht zu behalten*, Leipzig³1924.

(nützlichen) Effekte und die Impulse, sie zu erhalten. Dabei läßt sich der abstrakte Ausdruck mit ›sekundärer Indexikalität‹ auf, d. h. mit der Fähigkeit, eine unabschließbare und definitorisch nicht explizierbare Anzahl von Themen, Problemen, Situationen mit seinem rahmenden Deutungsmuster verbindbar zu machen. In Goffmans *Frame Analysis* lesen wir in diesem Sinne: »x Context can be defined as immediately available events which are compatible with one frame understanding and incompatible with others.«²³ Und so ›geht‹ der Begriff der *Diversität/Vielfalt*, wenn er erst einmal etabliert ist, mit Organismen, Kulturen, Lebewesen, Charakteren, Behinderungen, Talenten, sexuellen Orientierungen, kurz: mit allem, was auf die Formel ›Vielfalt als Chance‹ (für produktive Neuerungen etc.) bzw. ›Vielfalt als gefährdete Ressource‹ gebracht werden kann.

Machen wir einen ähnlichen Versuch für *Globalisierung*, so stellen wir fest: Das zugrunde liegende Prädikat ist reflexiv und hat kein Akteursargument. Wir reden über Verhältnisse und Zusammenhänge, die *sich* globalisieren. Der Prozess wird als täterlos modelliert, hat aber zahllose Themenargumente: Finanzen, Wirtschaft, Konkurrenz, Kommunikation, Kultur etc. Aber ›X globalisiert Y‹ geht nicht. *Globalisierung* ›rahmt‹ also Verhältnisse und Zustände als Prozesse, die unweigerlich passieren, ob wir wollen oder nicht (das gilt für viele, aber nicht alle Abstrakta auf Fremdwortadjektiv + -isierung). Sie begründet Sachzwänge. Eine programmatische Wertdimension erhält der Ausdruck u. a. durch die konnotative Verbindung mit den zahllosen ›globalen Problemen‹ wie Umwelt, Klima, Artenschutz, für die nach übereinstimmender Deutung keine lokalen, nationalen etc. Lösungen möglich sind. Was die *deontische* Dimension von Globalisierung betrifft, so wissen wir natürlich alle, dass sich (mehr oder weniger) kompakte Akteure gegenüberstehen, von denen manche den Ausdruck programmatisch interpretieren und andere als Feindbegriff (die ›Globalisierungskritiker‹, z. B. Attac). In der Realität, über die wir sprechen, gibt es durchaus Täter und Opfer. Der weltweit durchschlagende Erfolg von *Globalisierung*, gleich ob in programmatischer oder oppositioneller Lesart, dürfte aber damit zusammenhängen, dass der Ausdruck eine universalistische Formel für eine Phase oder Epoche liefert, die ökonomisch durch das schiere Gegenteil gekennzeichnet ist, nämlich durch eine nie dagewesene Verschärfung der wirtschaftlichen

Konkurrenz zwischen den Ländern, die mittlerweile verniedlichend als bloße ›Standorte‹ kodiert werden, aber gegenwärtig dabei sind, ihre partikularen nationalen Traditionen auch offiziell, auf der Vorderbühne, wiederzuentdecken. Markus Metz und Georg Seeßlen haben dafür die Formel von der Globalisierung als dem »Monotheismus des Kapitals«.²⁴ Was nicht mit ihr in Einklang zu bringen ist, wird zum gefährlichen nationalen Sonderinteresse. Und in dem Maße, wie der Gott der Globalisierung als ein bedrohlicher empfunden wird, steigt der Reiz für ›Lokalgötter‹,²⁵ Erlösung in Form nationaler Wir-Identitäten zu versprechen. Der ›Standort‹ rekodiert sich als Ort nationaler Freiheit und nicht mehr als Vollstrecker globaler Zwänge, denen er natürlich gleichwohl gehorcht.

Wichtig für den Topos der Verwissenschaftlichung moderner Grund- und Leitbegriffe²⁶ ist der Umstand, dass die solchermaßen kumulativ entstehende sekundäre Indexikalität abstrakter Ausdrücke definitorisch nicht eingeholt werden kann. Wie auch schon die primäre Indexikalität des Sprechens ist sie nicht vollständig explizierbar.²⁷ Wenn wir also beobachten, dass der Phase der Etablierung moderner Leitbegriffe im Interdiskurs stets rasch eine Phase folgt, in der uns Experten erklären, was Globalisierung, Diversität/Vielfalt, Inklusion wirklich *ist*, dann versorgt das diese Ausdrücke lediglich mit den erforderlichen wissenschaftlichen Rationalisierungen, es trägt zu ihrer Zirkulationsfähigkeit auch in der Fachwelt der Experten bei und läßt sie zusätzlich mit wissenschaftlichen Weihen auf. An ihrer interdiskursiven Macht oder Ohnmacht ändert das wenig. Tatsächlich wirksam werden unter den Verhältnissen einer massendemokratischen Wissenschaftsreligion nur diejenigen Bestände und Erkenntnisse der Fachwissenschaften, die in eine gemeinverständliche Form gebracht werden (und auf diesem Wege nur allzu oft ihre ›Wissenschaftlichkeit‹ komplett einbüßen). Im Gegenzug korrumpiert diese Tendenz auch die Fachwissenschaften selbst, die auf der kompetitiven Suche nach Resonanz und Ressourcen von vornherein auf die zirkulationsfähigen interdiskursiven Bestände setzen. Denn nur mit deren Hilfe lassen sich materielle und symbolische Mittel (Geld und Aufmerksamkeit) für die Fachcommunity organisieren. Was als Wissenschaftlichkeit moder-

23 Erving Goffman: *Frame Analysis: An Essay on the Organization of Experience*, New York 1974, S. 441.

24 Markus Metz/Georg Seeßlen: *Freiheit und Kontrolle*, Berlin 2017, S. 183.

25 Ebd., S. 289.

26 Vgl. zur Diskussion Geulen: »Plädoyer« (Anm. 7).

27 Vgl. hierzu Peter Auer: *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*, Tübingen 1999, Kapitel »Indexikalität«, S. 127–135.

ner Grundbegriffe imponiert, ist also eher Produkt einer Entdifferenzierung der Verhältnisse zwischen Fachdiskursen und allgemeiner Kommunikation. Grundbegriffe suggerieren ein wissenschaftliches Fundament und passen sich so in eine Szene ein, die durch individuell ausdifferenzierte Wissenschaftsreligiosität gekennzeichnet ist. Wer für seine Handlungen und Überzeugungen keine ›wissenschaftlichen‹ Autoritäten anzuführen weiß, der wirkt ja schon beinahe ein wenig skurril. So gesehen ist aus der ganzheitlichen Bildungsreligion des 19. Jahrhunderts eine einzelheitliche Wissenschaftsreligion geworden, die eine breite Trägerschicht hat; wissenschaftliche Ratgeber brauchen wir in allen Lebenslagen, nicht nur im Feld von Ernährung, Selbstsorge, Ökologie; selbst das kann man als Endmoräne des Bildungsdiskurses verstehen. Das atomisierte Individuum, das die Verantwortungsmassen zugeschoben bekommt, entlastet sich, indem es permanent den Rat wissenschaftlicher Autoritäten einholt.

Für den Transfer deontischer Bestände ist wohl entscheidend, dass die Prägung des Begriffs *Biodiversität* in den 1980er Jahren nach dem übereinstimmenden Urteil aller Beobachter eine alarmierende und mobilisierende Antwort auf die öffentlich wahrgenommene ›Krise der Artenvielfalt‹ gewesen ist. Artensterben, industrielle Landwirtschaft, Ausbreitung von Monokulturen, Abholzung der Regenwälder (die als vorbildliche Orte der Artenvielfalt gelten), das sind die Begleiterscheinungen bzw. die dazugehörigen Schlagworte. ›Handlungsbereitschaften für ein schutzwürdiges Gut erzeugen‹ – das wäre vielleicht eine Formel für den deontischen Transfer. Der ist immer dann möglich, wenn sich erfolgreich behaupten lässt, dass ein Handlungsbereich zu einheitlich, zu homogen, zu hierarchisch organisiert ist. Für machiavellistische Akteure mit reichen Ressourcen wird sich jede konkurrierende Machtballung so darstellen (lassen), dass sie mit mehr ›Diversität‹ entschärft werden kann. Das macht den Ausdruck zu einer Waffe des institutionellen *change managements*. Das setzt darauf, die Verhältnisse so in dauernder Bewegung zu halten, dass Gegenmacht nicht formiert werden kann.

Zur inhärenten Mehrstimmigkeit, zur Polyphonie des Diversitätsdiskurses gehört eine weitere, stets mitartikulierte Komponente: In den USA war *diversity* nicht nur der Kampfruf der Ökologen und Artenschützer, es war auch der Kampfruf der antikolonialen kulturellen Identitätskriege, der *cultural wars*, des Multikulturalismus, der Kämpfe um Anerkennung aller kulturellen Traditionen als gleichwertig. Mit diesen

zweifellos emanzipatorischen Traditionen macht die moderne Pastoralmacht,²⁸ was sie in solchen Fällen gerne macht: Sie verwandelt Forderungen, die von unten an sie herangetragen werden, in gleichnamige Prinzipien, die sie nun ihrerseits von oben verordnet. Vermutlich ist dieser Konnotationsstrang in der US-Diskussion stärker präsent als in der deutschen. Aber auch er gehört zum Gesamtbild des Konnotationstransfers – und verweist darauf, dass eine globalisierte Szene auch Leitbegriffe braucht, die international zirkulationsfähig sind.

Was die Verzeitlichungsleistung und die Zeithorizonte betrifft, so operieren politische Begriffe zu allen Zeiten in der Ebene der Synchronie. Zu jedem gegebenen Zeitpunkt haben sie ein gegebenes Bündel von verfügbaren Konnotaten und verfügbaren indexikalischen Streuungen und Ordnungsleistungen als *framing device*. Davon zu unterscheiden ist das Fortwirken von Ladungen, die Ausdrücke, Konstruktionen etc. in der Vergangenheit aufgenommen haben. Sie sind immer schwer zu unterscheiden von den Ladungen, die einfach nur aus anderen Verwendungszusammenhängen stammen. So bewahrt die Begriffskonstellation *Diversität/Vielfalt*, auch wenn sie ganz positiv-programmatisch daherkommt, als Hintergrund immer den (aus der Biodiversitätsdebatte stammenden) Charakter des Bedrohten. Und der Begriff *Bildung* hat, auch wenn er den lebenslangen Zwang zur Pflege des eigenen Humankapitals kodiert, immer noch teil am Versprechen der bildungsreligiösen Tradition, der sich eine Subkultur auch gegenwärtig noch verbunden fühlt. Anders gesagt: Diachrone konnotative Aufladungen operieren ganz ebenso wie die synchrone Variationsbreite, und beide sind letztlich schwer gegeneinander abzugrenzen. Das ist in der gemeinen linguistischen Tagesarbeit übrigens nicht anders.

Von dieser Perspektive und Dimension wiederum muss unterschieden werden, was der Grundbegriff selbst als Zeithorizont eröffnet (und wie er das tut). So gesehen gehört zum ›historisierend‹ Mitgesagten von *Diversität/Vielfalt* der Mensch als Teil der Natur (wie Biologie und Evolution müssen auch ›wir‹ immer auf Diversität/Vielfalt achten, um uns nicht zu gefährden). Der Zukunftshorizont besteht in einer (globalisierten) Welt der Verschiedenheiten, in der jeder seines Glückes Schmied ist. Im Zukunftshorizont von ›Bildung‹ liegen Schichten der persönlichen Vervollkommnung und der Aussicht auf gesellschaftlichen Stuserhalt eng beisammen. Am stärksten ähnelt

28 Vgl. Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6), S. 15–44.

›Globalisierung‹ den alten Bewegungsbegriffen. Als »szenischer Begriff«²⁹ ist der Ausdruck mit allen Handlungsfaktoren verbunden und versorgt sie mit einer Zurechnungsadresse, die sehr unterschiedliche Einzelerfahrungen sinnvoll zu rahmen vermag. Sein historischer Horizont lässt sich (ex post) in die Menschheitsgeschichte zurückverschieben, ebenso nach vorne in eine offene Zukunft mit Chancen und Risiken. Langfristig ist ›Globalisierung‹ (wie ehemals ›Fortschritt‹ und ›Entwicklung‹) nicht aufzuhalten. Tendenziell inkompatibel ist die Globalisierungsrhetorik allerdings mit der Agenda der neuen Nationalismen: Das von Theresa May ausgerufenen ›globale Großbritannien‹ (*Global Britain*) klingt (vielleicht noch) seltsam, und Donald Trumps ›America first!‹ desavouiert als Parole das gesamte symbolische System des sogenannten Westens als Wertegemeinschaft. Ethnopluralistische Semantiken, wie sie in der Neuen Rechten gepflegt werden, sind dagegen freilich hochkompatibel mit den Werten von ›Diversität/Vielfalt‹, die auch leicht gegen den ›globalen Einheitsbrei‹ in Stellung gebracht werden können. Und insofern ist *Diversität/Vielfalt* auch ein Beispiel für den Typus von flexibler ›mittlerer Geschichte‹ – mit sehr vielfältigen Einsatzmöglichkeiten, und zwar für eine als erfolgreich wahrgenommene und gegen eine für den jeweiligen ›Standort‹ als ruinös wahrgenommene Globalisierung gleichermaßen.

Nicht untypisch für die neuen Begriffe scheint mir *Diversität/Vielfalt* weiterhin darin, dass Ausdruck und Deutungsmuster für den Einzelnen keine zeitliche Perspektive und kein Sicherheitsversprechen beinhalten: Schon morgen kann alles wieder ganz anders sein und ganz neue Anpassungen erfordern.

III. UMSTELLUNG DER POLITISCHEN LEITSEMANTIK VON SOLIDARITÄT AUF DIFFERENZ

Eine begriffsgeschichtlich bewährte Frage lautet: *Wogegen* richtet sich das Schlagwort von der *Diversität*? Es taucht admonitiv immer da auf, wo sich organisierte Interessen zu bilden und zu artikulieren drohen. Wenn sich die Taxifahrer organisiert gegen Uber zur Wehr setzen, dann beschwört Uber die *Diversität*. Wenn Eltern sich gegen schulische Inklusion zusammenschließen, dann ertönt todsicher das Lied von der *Vielfalt* als Chance.

Die Parole von Vielfalt und Diversität ist insofern auch in ihrem Verhältnis zur Normalität zu betrachten, als sie einerseits die Normalität als Gleichförmigkeit kritisiert, andererseits aber beansprucht, an ihr teilzuhaben. Das heißt, sie handelt von Normalitätsgrenzen. Politisch höchst bedeutsam ist die Rolle, die der Begriff *Diversität/Vielfalt* (nebst seiner semantischen Umgebung: *Differenz, Inklusion, Partizipation*) für den radikalen Umbau der gesellschaftlichen Selbstbeschreibungen im neoliberalen Zeitalter spielt, unter systematischer Nutzung der importierten Ambivalenz, nach welcher ›Vielfalt‹ immer zugleich Beschreibung und Hochwertprogramm ist. Traditionell wird das Problem der gesellschaftlichen Kohäsion³⁰ mit Blick auf Solidarität, Ausgleich von Differenzen, Vereinheitlichung sozialer Lagen gestellt: Die *Mitte* ist der (stets von vielen Seiten bedrohte) Ort der Normalität, politisch, sozial und allgemein. Die programmatischen Ideale gleichen der ›nivellierten Mittelstandsgesellschaft‹ (Helmut Schelsky). Die Angleichung der Lebensverhältnisse ist Verfassungsgrundsatz. Der Diversitäts-Hype indessen verschiebt das Kohäsionsproblem semantisch in die entgegengesetzte Richtung. Nunmehr wird alles Vereinheitlichte zum Hemmnis für Kreativität, Fortschritt, Zusammenhang, Synergie. Und die Verschiedenheit wird von einer Bedrohung der Kohäsion zu ihrem neuen Garanten – der semantischen Kopplung von *Diversität/Vielfalt* mit *Stabilität, Resilienz, Produktivität von Ökosystemen* sei Dank! Fischer spricht von der »Umstellung der Moralkommunikation der Macht von der Solidaritäts- auf die Kohäsions- bzw. Inklusionssemantik, wie sie zumal seit dem Epochenbruch von 1989/90 zu beobachten ist«.³¹ In dieser semantischen Umstellung markiert ›Vielfalt‹ einen entscheidenden Wendepunkt, da man ihren Nutzen leicht von den Kulturen, Ethnien, sexuellen Orientierungen, Talenten, Fähigkeiten auch auf die materiellen Verhältnisse und Einkommen ausweiten kann. Und mit einem Male wäre die horrenden materielle Spaltung der Gesellschaft in prekär Beschäftigte, Niedriglohnsektor, Arme auf der einen und unvorstellbar Reiche auf der anderen Seite keine Bedrohung des sozialen Zusammenhalts mehr, sondern dessen Schutz und Garant. ›Vielfalt‹ eben, und als solche Stabilität und Produktivität fördernd.

Das wagt momentan noch niemand medienöffentlich zu sagen, es entspricht aber durchaus dem radikal-liberalen Credo. Friedrich August von Hayek spricht unentwegt davon, dass große Einkommensdifferen-

29 Kenneth Burke: *A Grammar of Motives*, Berkeley/Los Angeles 1969, S. 12.

30 Vgl. Fischer: *Moralkommunikation der Macht* (Anm. 20).

31 Ebd., S. 22.

zen in der *big society* nötig, fruchtbar und unvermeidlich seien. Wer sich umtut im Diversitätsdiskurs, der kann nicht übersehen, dass man sich in der Ebene der sekundären Theoretisierung und Rationalisierung des Begriffs an diesen semantischen Umbau herantastet. Bei Michael Meuser lesen wir z. B.:

»Heterogenität und soziale Differenzen werden weniger als Ursachen sozialer Konflikte und von Spannungen thematisiert, sie gelten vielmehr als Ressourcen sowohl von Organisationsentwicklung als auch von individuellen Lernfortschritten. Die Problemperspektive hat einer Potentialperspektive Platz gemacht. Die Semantik einer wertgeschätzten Vielfalt, die den Fremden zu einem »nützlichen Anderen« macht, nimmt der Differenz das Bedrohliche, als das sie nicht selten wahrgenommen wird.«³²

Eine ganze Sektion dieses soziologischen Sammelbandes handelt vom Nutzen und von der Produktiv- und Kohäsionskraft sozialer Differenzen.

An das Individuum wenden sich die Begriffe des Feldes *Diversität/Vielfalt* im Modus der selektiven Achtungskommunikation: Das Individuum, das sich zu einer einschlägigen Kategorie bekennt, fühlt sich (vor sich selbst und vor den relevanten anderen) gehoben, mit ›Vielfalt‹ ist jedenfalls anerkannt, dass auch seine Besonderheiten dazugehören. So gesehen ist *Diversität/Vielfalt* ein mächtiger Kampfbegriff, der gegen alle Gleichheitsforderungen in Stellung gebracht werden kann, auch gegen ökonomische, soziale, politische. Die Differenzen, deren Nützlichkeit permanent behauptet wird, müssen ja erhalten (und dürfen keineswegs nivelliert) werden, damit der Nutzen fort dauert.

Weiterhin gehört der Begriff *Diversität/Vielfalt* (und sein semantisches Umfeld) ganz überwiegend in die programmatische Selbstbeschreibung der Länder, die sich selbst zur höchsten »Normalitätsklasse« (wie Jürgen Link sagen würde)³³ zählen: ›Globalisierung‹, ›Kreativität‹, ›Diversität‹, ›Silicon-Valley-Werte‹, ›Digitalisierung‹, ›Wissensgesellschaft‹ – und die Tugenden, die es braucht, in einer solchen Gesellschaft voranzukommen – werden adressiert: Individualismus, Bereitschaft, Verantwortung für sich selbst

zu übernehmen, generalisierte Verlagerung aller Verantwortung weg vom Kollektiv, von der Gesellschaft. Die Individualisierung von Verantwortung gehört gewiss zu den Megatrends der vergangenen Jahrzehnte, jedenfalls in den wohlhabenden Massendemokratien. Hermann Lübke sprach von einer »deklamatorischen Verantwortungsüberlastung« und bezog sich auf den Umstand, dass der Einzelne moralische Verpflichtungsgefühle gegenüber den anonymen, faktisch bestenfalls der (industrialisierten) Menschheit zurechenbaren Großfolgen entwickelt:³⁴ Vom Weltklima über den ökologischen Fußabdruck, das Artensterben und die Umweltschäden bis hin zur persönlichen Gesundheit, Fitness, Wohlergehen übernimmt der Einzelne eine Verantwortung, die natürlich einige Nummern zu groß ist und nur in symbolischen Handlungen gelebt werden kann. Das (sozial entbettete) Individuum mit globaler moralischer Verantwortung für sich und die Welt ist jedenfalls der Adressat der neuen Begrifflichkeit. Andreas Reckwitz beschreibt das involvierte Lebensgefühl kultursoziologisch, das Thema ist aber in der Soziologie schon von vielen Aspekten her behandelt worden.³⁵

In weniger ›avancierten‹ Gesellschaften (besser gesagt: in deren Selbstbeschreibung) finden sich hingegen viel mehr Elemente einer vorpolitischen Zusammengehörigkeit (ethnisch, religiös, kulturell, sozial), über die der Einzelne eben nicht als Einzelner, sondern als Angehöriger der Gruppe angesprochen wird. Solche homogenen kollektiven Identitäten gelten aus der Sicht des modernen Individuums als rückständig. Die radikalisierte Version des Liedes ›Jeder ist seines Glückes Schmied‹ heißt jetzt: ›Alleinstellungsmerkmal‹. Das umfassend verpunktete und verdatete Atom der modernen Gesellschaft hat die Aufgabe, seine Einmaligkeit unter Beweis zu stellen, und das lebenslang. Und darauf müssen die Begriffe passen, denn sie dienen als ›Anleitung‹ für die Individuen;³⁶ *Bildung, Diversität, Globalisierung* passen.

32 Michael Meuser: »Diversity Management – Anerkennung von Vielfalt?«, in: Pries (Hg.): *Zusammenhalt durch Vielfalt* (Anm. 14), S. 167–182, hier: S. 167.

33 Vgl. Jürgen Link: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Göttingen 2006, S. 431–443; ders.: *Normale Krisen?* (Anm. 12).

34 Hermann Lübke: »Moralismus. Über eine Zivilisation ohne Subjekt«, in: *Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft* 49 (1994), H. 4, S. 332–342, hier S. 340.

35 Vgl. Andreas Reckwitz: *Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin 2017.

36 Ulrich Bröckling/Susanne Krasemann/Thomas Lemke: »Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt a. M. 2000, S. 7–40, hier S. 9; vgl. Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6).

IV. MORALISIERUNG UND ACHTUNGS-KOMMUNIKATION

Über den Gestus der Einbeziehung und der (selektiven) Achtungskommunikation für benachteiligte Gruppen und Minderheiten haben Ausdrücke wie *Diversität/Vielfalt* eine starke moralische Konnotation. In der kommunikativen Ökonomie der Gesellschaft zirkulieren sie mit dem Anspruch der Wiedergutmachung für erduldetes Unrecht. Insofern kann sich immer auf der guten Seite fühlen, wer für Vielfalt plädiert (natürlich nur in der durch diesen Begriff gestifteten und zusammengehaltenen Community). Als »reframing device«³⁷ für Ungleichheit und Wiedergutmachung für Ungerechtigkeit koppelt das einschlägige Deutungsmuster sehr unterschiedliche Ressourcen. Wer »im Namen« einer anerkannten Kategorie (Frauen, Behinderte, Schwule ...) spricht, wird in dieser Kategorie unangreifbar. Macht akkumuliert aber auch, wer die Ansprüche anerkannter Gruppen gegeneinander abwägen und aufrechnen muss. In Betrieben und Behörden sind aus den Gleichstellungsbeauftragten mittlerweile überall *Diversity Manager* geworden, die mit vielen Kategorien jonglieren.

Begriffsarchitektonisch steht *Diversität/Vielfalt* für eine Strategie der Invisibilisierung der asymmetrischen Opposition zwischen dem »Wir« und den »anderen«: Das »Wir« der Sprechenden erscheint als umfassend und universell, es erscheint gar nicht als begrenztes, und die »anderen«, die Eingeschlossenen, werden namhaft gemacht als ausgewählte Objekte der Fürsorge und Anerkennung, die auch als solche erhalten werden müssen. Zur moralischen Dramaturgie der »Vielfalt« gehört es, dass die anerkannten »anderen« zugleich als solche gepflegt und als zum »Wir« dazugehörig eingemeindet werden. Das ist durchaus eine Form des strategischen *double bind*, es bindet potentiell kämpferische und dissidente Gruppen zugleich an die jeweilige Eigengruppe und an die Gruppe, die strategisch und punktuell Anerkennung gewährt. Und wer sich dem Anerkennung gewährenden »Wir« der westlich-universalistischen Normalität selite zu-rechnet, der wird ebenfalls diszipliniert, weil er öffentlich nur rituell anerkennend über die zu inkludierende Peripherie sprechen darf. Es bleibt für jeden riskant, »anders« zu sein, gleichzeitig wird es aber auch von den Sprechern der Normalgruppe gefordert und gefördert.³⁸ Das Leitmotiv neoliberaler Programme

ist eben nicht der Ausschluss des Nicht-Normalisierbaren, sondern die »Optimierung des Systems von Unterschieden«, so Tino Heim unter Bezugnahme auf Foucault (und Link).³⁹ Die Unterschiede zu übersehen ist unter Umständen nicht weniger riskant, als sie hervorzuheben.

Einigermaßen widersprüchlich sind demnach die Wirkungen des Diversitätsdiskurses auf die Angehörigen der diskriminierten (und nunmehr kommunikativ aufgewerteten) Gruppen. Das Stigma der Zugehörigkeit zu einer dieser Gruppen verwandelt sich unter der Hand in eine symbolische Ressource, die vom Einzelnen mehr oder minder geschickt genutzt und eingesetzt werden kann. Den Binnenzusammenhalt der Gruppe kann das ebenso schwächen wie stärken. Wenn Einzelne den Folgen des Stigmas mithilfe der Mächtigen entkommen, überwiegt die Schwächung und Fragmentierung der Gruppe. Langfristig dürfte sich freilich auch eine ausgeprägte Statuskonkurrenz *zwischen* den Gruppen etablieren, die in den Katalogen der »Vielfalt« Aufnahme finden.

Wie alle Toleranzsemantiken hat auch diese ihre Sollbruchstelle im Pseudouniversalismus. Natürlich sind nicht alle eingeschlossen in die gehegte »Vielfalt«. Anerkannte Stigmagruppen setzen Normalgruppen voraus, die keinen Opferbonus in Anspruch nehmen können. Und Stigmagruppen können bestenfalls beanspruchen, wie die Normalgruppen behandelt zu werden. Und je mehr Individuen, Familien, Gruppen aus der Normalzone sich ebenfalls schlecht behandelt und diskriminiert fühlen, desto höher steigt dort der Hass auf diejenigen, die es geschafft haben, aus ihrem Stigma eine Machtressource zu machen. Vielleicht hat nichts dem neuen Rechtspopulismus so viele Wähler zugetrieben wie der Hass auf »politisch korrekte« Diversitätspolitikern.

Nicht eigens besprochen haben wir die zahlreichen kulturellen Bezugs- und Erfahrungssysteme, in denen sich die Rede von der »Vielfalt« durch ihre konnotativen Aufladungen kulturell selbst plausibilisiert: vom Warenangebot bis zur grenzenlosen und schmeichelhaften Suggestion, das Individuum könne in allen Lebenslagen frei wählen zwischen einer »Vielfalt« von Möglichkeiten, Angeboten, Lebensentwürfen, Chancen etc. Und in all diesen Wahlmöglichkeiten macht es sich dann zu dem unverwechselbaren Unikat, das

37 Bei Goffman auch als »keying« bezeichnet; vgl. Goffman: *Frame Analysis* (Anm. 23), S. 81.

38 Vgl. Tino Heim: »Die Selbstverunmöglichung des »Ohne-Angst-Verschieden-Seins«. Normalismus zwischen flexib-

lem Lebensstilpluralismus und autoritärer Realpolitik«, in: *kultuRRRevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie* 73 (2017), H. 2, S. 22–30.

39 Ebd., S. 24; vgl. Link: *Normale Krisen?* (Anm. 12).

die relevante Umwelt erwartet. Komisch nur, dass am Ende alle ziemlich ähnlich aussehen. Der Kultus der Verschiedenheit summiert sich zu einem statistischen Normalindividuum, das gleichwohl als einmalig respektiert werden möchte. Als Spielverderber und Feind wird dann identifizierbar, wer das moralisierte Ritual verweigert.

Was schließlich die als Autorität fest etablierte Wissenschaftsreligion betrifft, auf die Grund- und Leitbegriffe zusehends Bezug nehmen, so tritt auch sie im Interdiskurs als Kollektivsingular *Wissenschaft* auf, ihren Macht- und Konkurrenzcharakter verleugnend – aber mit einem so breit gefächerten Angebot an Wahrheiten, dass sich für die Moral- und Selbstsorgeprogramme aller Individuen etwas Passendes zweifellos finden lässt. Der Glaube an einen linearen wissenschaftlichen ›Fortschritt‹ lebt in dieser Haltung gebrochen weiter. Die technischen Errungenschaften der vergangenen Jahrzehnte sind zwar ambivalent, Fortschritt und Verhängnis sind nicht immer leicht zu unterscheiden und liegen eng beieinander. Aber ständig neue Studien konkurrieren um die knappe Aufmerksamkeit der Mediennutzer. Punktuelle Verbesserungen etwa in Therapie und Medikation von Krankheiten koexistieren auf dem Markt der wissenschaftlichen Wahrheiten mit dubiosen Versprechungen, die nicht weniger ›wissenschaftlich‹ auftreten. Wie auch anderswo hat der Einzelne die Freiheit und die Notwendigkeit, zu wählen. Und dabei ist die Wissenschaft selbst seine letzte Berufungs- und Wertinstanz, sie ist selbst eine eigentümliche Moralagentur, die jeder gerne auf seiner Seite haben möchte.

Zum Ensemble der konnotativen Ladungen, die wir gehäuft in der neuen Grundbegrifflichkeit finden, gehören die Adressierung des atomisierten Individuums, die moralische Achtungskommunikation für dessen umfassende, weitreichende Verantwortung (für sich selbst und für die Szene), die breit streuende sekundäre Indexikalität der Ausdrücke und deren wissenschaftsreligiöse Weihen – in einer Szene, die Wahrheiten für jeden anbietet.

V. PROBLEMATISIERUNGEN

MASSENDEMOKRATIE

Ebenso wie andere Epochenbegriffe, die als Kürzel für die neuen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts dienen (›flexibler Normalismus‹ etwa bei Link), ist

auch *Massendemokratie* durchaus definitionsbedürftig. Für begriffsgeschichtliche Zwecke scheint es mir angemessen, den Durchbruch massendemokratischer Verhältnisse in den hoch industrialisierten europäischen Ländern nach dem Zweiten Weltkrieg anzusetzen. Sie sind allmählich »aus dem Schoß des bürgerlichen Liberalismus«⁴⁰ hervorgegangen und gekennzeichnet durch Massenproduktion und -konsum, durch Regulierung und Entschärfung (womöglich auch nur: Entartikulation) des Klassenkonflikts, durch Einbeziehung weitester Kreise in den politischen Repräsentationsanspruch, durch strikte Adressierung der Individuen als Individuen, durch das Zurücktreten wirksamer Theorien mit Schlüsselattitüde und ausformulierter Weltanschauung. Auch wenn solche Verhältnisse erst nach 1950 zur Reife gelangen, ist doch ihr ›Vorschein‹ bereits in der ersten Jahrhunderthälfte unübersehbar, in den USA ohnehin und auch in der Weimarer Republik, im Nationalsozialismus und in den faschistischen Gesellschaften Europas. Zum allgemeinen Maßstab, an dem die je eigenen Lebensverhältnisse (weltweit) gemessen werden, werden die Gesellschaften der oberen ›Normalitätsklassen‹ (Link) aber erst in der zweiten Jahrhunderthälfte. Was diese Entwicklung mit den Grund- und Leitbegriffen macht, ist kaum allgemein zu beantworten. Vermuten kann man aber, dass sie einfacher, moralischer, konnotativ wissenschaftlich (s. u.), sachzwangförmig, kurzfristiger und kurzlebiger (›mittlere Geschichten‹) werden.

INTERNATIONALISIERUNG

Sicherlich mitbedingt durch die globalisierte Kommunikation des Internets, durch die Verbreitung des Englischen als Weltsprache, durch die Globalisierung von Produktions- und Arbeitsmärkten, lösen sich Grund- und Leitbegriffe von den Bindungen an nationale kulturelle Traditionen – oder sie führen diese lediglich noch am Rande konnotativ mit. Das ist, angesichts der jüngsten Renaissance nationalistischer Identitätsangebote, sicher eine kecke These. Man sollte aber nicht übersehen, dass auch diese als ›populistisch‹ kodierten neuen Wirgemeinschaftsangebote Kinder der liberalen Massendemokratie sind. Trotz aller ›America first!‹-Rufe (und ihrer Entsprechungen anderswo) orientieren sich gerade die neuen Populisten an den Normalitäten der neoliberalen Massendemokratien. Ob das Renteneintrittsalter in Frankreich oder in Russland erhöht werden soll

40 Panajotis Kondylis: *Das Politische im 20. Jahrhundert*, Heidelberg 2001, S. 16.

– todsicher wird man allenthalben den Satz hören, der Einzelne dürfe nicht durch staatlichen Zwang am längeren Arbeiten gehindert werden.

ZEITHORIZONTE

Es scheint mir ein gemeinsames Merkmal der klassischen ›Bewegungsbegriffe‹ Kosellecks (aus der Sattelzeit) zu sein, dass sie Vergangenheit (= schlecht) und Zukunft (= gut) semantisch und evaluativ in maximale Opposition setzen. In den Gegenbegriffen zu *Fortschritt*, *Entwicklung* etc., etwa *Niedergang*, *Dekadenz*, *Verfall*, sind allein die Wertungen umgekehrt. Macht, die auf den Denormalisierungsängsten der Individuen beruht, kennt programmatisch für die Zukunft allein die Stabilisierung der Normalität oder ihre Wiederherstellung. Automatisierte kollektive Besserungserwartungen entfallen. Auch eine rundum als bedroht und drückend präsentierte Welt ist immer noch die beste aller möglichen Welten. So paradox das auf den ersten Blick aussieht: Ein Horizont, der von katastrophischen Denormalisierungen umstellt ist, macht auch eine bedrückende Gegenwart alternativ- und ausweglos. »Untergangsszenarien und Alltagsgeschäftigkeit stabilisieren sich wechselseitig.«⁴¹

TRÄGERSCHICHTEN, HABITUSELITEN

Markant sind die Veränderung von Trägerschichten und die Adressierung der neuen Grundbegriffe nicht nur in Sachen Individualisierung und Entbettung. Die Adressierung spezieller Interessengruppen und Milieus (Arbeiter, Katholiken, kleine Selbständige etc.) ist ebenso verschwunden wie die Organisationen und Stimmen solcher Interessengruppen. Ausgenommen selbstverständlich ›die Märkte‹, die aber nicht als Interessengruppen, sondern als Systemimperative auftreten. Sie sind, anders als die Natur, das, was nun wirklich nicht beeinflusst oder verändert werden kann. An die Stelle der alten Strukturen der Öffentlichkeit sind neue Formen getreten: Die Adressierung der Individuen muss einerseits so organisiert sein, dass jeder sich mit dem Angebot identifizieren kann. Es findet also Entdifferenzierung, Entintellektualisierung und Primitivisierung statt. Die Appelle docken an Eigenschaften und Merkmale an, die gemeinenschlich (und größtenteils auch infantil) sind. Hoch individualisierte und (jedenfalls nach ihren Beschäftigungen) hoch differenzierte Individuen lenkt man (wie schon

Simmel wusste⁴²) sehr viel leichter als organisierte, in Interessenverbände und Organisationen eingebundene Individuen – und zwar über die Ausbeutung ihrer ›natürlichen‹ und elementaren Schwächen und Ängste.

Die gesamte *empowerment*-Rhetorik, die im *Glossar der Gegenwart* seziert wird,⁴³ funktioniert ja nur, weil das entbettete Individuum sich (mit Recht!) schwach und ausgesetzt fühlt, es also empfänglich für Angebote ist, die ihm ›Autonomie‹, ›Kreativität‹ und ›Resilienz‹ versprechen. Außerdem ist es stets auf der Suche nach moralischen Gemeinschaften, die ihm Halt und Identität und möglichst auch Prestige und Anerkennung versprechen. Kein Wunder, dass sich selbst die schöne bunte Warenwelt zunehmend als Träger moralisierter Gemeinschaftswerte präsentiert, vom ›delphinfreundlich‹ gefischten Thunfisch über den palmölfreien Keks und den ›fair‹ gehandelten Kaffee bis zum garantiert kinderarbeitsfreien Teppich. Die sekundäre und kompensatorische Vergesellschaftung des atomisierten Individuums geschieht weitgehend über ein breites Angebot an mehr oder minder prestigeträchtigen (*moral*) *communities*. Vielen davon kann man über mehr oder minder exklusive Konsumentscheidungen leicht beitreten. Und so gut wie alle Interessenverbände, die ihr Publikum erreichen wollen, nehmen in der Öffentlichkeit ebenfalls die (zivilgesellschaftliche) Form solcher *communities* an. Dem Zeit- und Denkstil entsprechen insofern Grund- und Leitbegriffe, die moralisches Ansehen, soziales Prestige und Exklusivität koppeln.

Was in den Medien als Vorbild und Habituseliten präsentiert wird, entspricht auf die eine oder andere Weise diesem Muster: ›kreative‹ Internetarbeiter, Start-up-Gründer mit moralisierbarem Programm, Führungskräfte aus diversitätsgeschützten Minderheiten (Migranten, Homosexuelle, Transgender etc.) – und durchaus auch die Starprominenz der Massenkultur. Sie stehen für die neoliberale Utopie des *autonomen* Individuums, das als angesehenes Mitglied einer moralischen Gemeinschaft Gutes tut. Keine Machttechnik, die nicht stets unser Bestes will – und uns dafür auch gerne mal einen Schubs gibt (*nudging*).

41 Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6), S. 274.

42 Vgl. Georg Simmel: *Einleitung in die Moralwissenschaft. Erster Band*, in: ders.: *Gesamtausgabe*, Bd. 3, hg. von Klaus Christian Köhnke, Frankfurt a. M. 1989.

43 Vgl. Bröckling/Krasmann/Lemke: *Glossar der Gegenwart* (Anm. 5), S. 55–62.

Die ›alten‹ Grund- und Leitbegriffe werden vor diesem Hintergrund auch entwertet, weil sie wie die alten und exklusiven Bildungseliten als Trägerschicht identifiziert werden. Die Massendemokratie bezieht breitere Schichten in die symbolische Repräsentation ein. Wo ehemals Adorno oder Habermas interviewt wurden, spricht heute ein Rapper. Das nennen wir Demokratisierung, wenn es uns im Ergebnis gefällt, und Populismus, wenn es uns nicht gefällt.

VERWISSENSCHAFTLICHUNG

Als dritte große Rationalisierung nach Magie und Religion beschreibt Kenneth Burke die Verwissenschaftlichung der Weltorientierung.⁴⁴ Für alles gibt es Experten und Ratgeber, und schon daraus folgt fast zwangsweise Vielfalt, Toleranz, Individualisierung und Popularisierung eines Marktes für wissenschaftlich konnotierte Orientierungen. Zum Habitus wissenschaftlich konnotierter Symbole gehört das Prinzip des »suspended judgement«⁴⁵ ebenso wie die inszenierte Interessenfreiheit und Objektivität. Bereits 1965 notiert Burke, was Link später systematisch ausführt: dass es in verdichteten Gesellschaften starke sekundäre »statistical motives« gibt, mittels deren weitgehend normfreie Übergänge zwischen Sein und Sollen möglich werden.⁴⁶ Aus dem wahlfreien Verhalten des Individuums wird der Zwang, sich an statistischen Normalitäten zu orientieren, die Objektivität und Faktizität suggerieren. Und möglicherweise ist für die Leitbegriffe einer ›wissenschaftsreligiösen‹ Massendemokratie der sprachliche Habitus des »suspended judgement« (verknüpft mit dem Aufruf wissenschaftlicher Autorität) wichtiger als die Wissenschaftlichkeit selbst. Beinahe unwiderstehlich scheint die Kopplung von inszenierter wissenschaftlicher Objektivität und inszenierter moralisierender Sorge für den Adressaten. Diese Kopplung füttert nachhaltig den Selbstsorgeimperativ.

ERFAHRUNG UND ERWARTUNG

Immer wieder wird notiert, dass die Rolle von Erfahrung und Erwartung (laut Koselleck die Schnittstelle, an der Grundbegriffe ansetzen) sich im 20. Jahrhundert deutlich verschiebt. Erfahrungen und Erwartungen werden zwar weiterhin von Akteuren ›gemacht‹, aber zusehends von massenmedialen Schablonen, Deutungsmustern, Vorgaben bebildert

und geprägt. Dafür gibt es zahlreiche Formeln, auch die von der Professionalisierung des Kampfes um die öffentliche Meinung gehört dazu. Wie tief dieser Bruch wirklich ist, dürfte jedoch schwer zu bestimmen sein. Am handfestesten ist womöglich, dass durch die sozial-kulturelle ›Entbettung‹ der Individuen die erwartbare Korrelation zwischen sozialen Lagen und individuellen Orientierungen zurückgeht.

Die bei Geulen angedeuteten Horizontverluste gehören sicher zum Bild, unterschwellig dürften aber die deutlichen Aufstiegs- und Besserungserfahrungen der letzten Generationen zwar verunsichert (und in Abstiegsängste transformiert), aber immer noch sehr wirksam und in defensive und regressive Programme umsetzbar sein. Während die Strahl- und Bindekraft der liberal-progressiven Utopie (und ihrer Leitbegriffe) in den aufgestiegenen unteren und mittleren Schichten rapide nachlässt, wird der moralische Universalismus der ›westlichen‹ Eliten schriller und unglaubwürdiger: Die Einheiten, die sich öffentlich auf ihre ›Werte‹ verpflichten, werden immer kleiner, partikularer und nationaler. Die Trümpfe des progressiven Neoliberalismus (Digitalisierung, Automatisierung, schnelles Internet, Globalisierung, Diversität ...) stechen auch nach innen, durch Verunsicherung der nationalen Orientierungsräume, die über Jahrzehnte als konkurrierende ›Wirtschaftsstandorte‹ geführt und in ruinöser Konkurrenz gegeneinander organisiert wurden.

»DRAMATISMUS«

Nimmt man Burkes »Dramatismus« und seine »dramatische Pentade« mit den fünf aufeinander bezogenen Größen *agent – act – scene – agency – purpose*⁴⁷ als eine Art Heuristik für die Beschreibung dynamischer Veränderungen in den Systemen der gesellschaftlichen Selbstdeutung, so lässt sich einiges besser strukturieren. Alles Sprechen über Erfahrung und Erwartung involviert diese fünf Größen und ihre variablen Wechselbeziehungen. Viele Veränderungen lassen sich an der Ummodellierung des *agent* festmachen: Der steht neuerdings im Fokus so gut wie aller Chancen und Risiken. Er ist konfrontiert mit einer *globalen* Szene voller Bedrohungen und Gelegenheiten. Die drohenden großen Denormalisierungen, namentlich die ökologischen, gelten als Folgen seiner Lebensweise, für die er die moralische Verantwortung trägt. Die (szenische) Verortung von

44 Vgl. Burke: *A Grammar of Motives* (Anm. 29), S. 44.

45 Ebd., S. 176.

46 Ebd., S. 218; vgl. Link: *Versuch über den Normalismus* (Anm. 33); ders.: *Normale Krisen?* (Anm. 12).

47 Vgl. Burke: *A Grammar of Motives* (Anm. 29), insb. »Introduction: The Five Key Terms of Dramatism«, S. XV–XXIII.

Verantwortung in den (durch kollektives Handeln veränderbaren) ›Verhältnissen‹ ist beinahe völlig verschwunden bzw. in den moralischen Appellen an den Einzelnen aufgegangen. Ein Zweck (*purpose*) wie die beinahe einwandsimmune ›Prävention‹⁴⁸ lässt sich mit den Mitteln Burkes als (ziemlich paradoxe) Konstruktion eines *agent* ohne *act* beschreiben. Das Versprechen der harten ›Prävention‹ (Terror, Verbrechen etc.) lautet: Die Szene wird sicherer, wenn wir gefährliche Akteure identifizieren, bevor sie handeln. Das Versprechen der weichen ›Prävention‹ (Krankheiten, Alter etc.) ist fast eine Drohung, weil es den Adressaten permanent daran erinnert, dass er auf alles Schlimme gefasst sein muss (und selbst schuld ist, wenn er es versäumt, rechtzeitig vorzusorgen). In der Version des 19. Jahrhunderts sind die Akteure modelliert als Vollstrecker von Tendenzen (oder gar Notwendigkeiten), die in der Eigendynamik der Szene angelegt sind. Auf der Ebene der ›zugelassenen‹ Zwecke (*purposes*) zweifelt niemand ernstlich an der Durchschlagskraft organisierter Macht- und Wirtschaftsinteressen, aber auftreten müssen sie als bejahbare Werte oder als Systemimperative. Gegen die kumulative Überforderung der Elementarteilchen werden dann (nach altbewährten Mustern) alte und neue Gemeinschaftsversprechen kompensatorisch in Stellung gebracht.⁴⁹

Vor dem Hintergrund dieser symbolischen Inflation des individuellen Akteurs unterstreichen hoch-aggregierte szenische Begriffe von *Globalisierung* bis *Anthropozän* (Ausdrücke mit höchst unterschiedlicher Reichweite, versteht sich) eine Dramaturgie, in der die vermittelnden Instanzen zwischen dem großen Ganzen und dem Einzelnen tendenziell verschwinden.

In der Praxis gibt es einen (weitgehend entartikulierten) Kult des individuellen Erfolgs (umkodiert als ›Leistung‹, ›Kreativität‹ etc.),⁵⁰ der aber öffentlich geadelt wird durch die fallweise Improvisation guter, moralisch hochstehender Zwecke und Mittel.

48 Hierzu zuletzt Bröckling: *Gute Hirten führen sanft* (Anm. 6), S. 73–112.

49 Vgl. Georg Vobruba: *Gemeinschaft ohne Moral. Theorie und Empirie moralfreier Gemeinschaftskonstruktionen*, Wien 1994; Fischer: *Moralkommunikation der Macht* (Anm. 20).

50 Vgl. Sighard Neckel: *Flucht nach vorn: Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*, Frankfurt a. M. 2008.

BENEFITS AUS DER OPFERROLLE

Zur (moralisierenden) Umgestaltung des *agent* gehört auch die neue Prominenz der Opferrolle. Sie ist die Konverse des Sündenbockprinzips, des semantisch vereinheitlichten Feindes (etwa im Antisemitismus der Nazis), und sie wertet beide auf, die Angehörigen anerkannter Opfergruppen wie die anerkennenden Akteure selbst, die sich damit als moralisch überlegen präsentieren. Zweifellos transportiert diese Konstellation rest-christliche Motive, sie schafft aber auch die semantischen Ressourcen, mit denen sich die Länder der oberen »Normalitätsklassen« über Gesellschaften erheben, in denen Frauen benachteiligt, Ethnien diskriminiert, Homosexuelle verfolgt werden etc. – und mit denen auch kriegerische Interventionen in solche Länder legitimiert werden können. »Morals are fists«, schreibt Burke so *treffend*, dass man sich fast scheut, das Adjektiv zu verwenden.⁵¹ Eine Szene, die ansonsten für den Einzelnen unkalkulierbar ist, wird dadurch zugleich moralisch geadelt und verteidigungswert. Das symbolische *empowerment* der Angehörigen ausgewählter Opfergruppen erzeugt Konkurrenz innerhalb dieser und zwischen diesen Gruppen, bindet sie aber auch an die Gemeinschaft der moralisch Überlegenen.

KONNOTATIONSTRANSFER VS. KONNOTATIONSBRUCH

Ein prominentes Beispiel für das Umschlagen von Konnotationstransfer in Konnotationsbruch ist der Parolenwechsel von ›Wir sind das Volk‹ zu ›Wir sind ein Volk‹ in der Oppositionsbewegung der untergehenden DDR. Hier konnotiert der bestimmte Artikel in ›das Volk‹ den Souverän des Staates (gegen die Regierung, die ›im Namen‹ des Volkes regiert – und natürlich auch nur in der fraglichen Konstruktion). Der unbestimmte Artikel in ›ein Volk‹ (man kann darüber streiten, ob es sich tatsächlich um Artikelwörter handelt, zumal für den fraglichen Effekt einmal ›das‹ und einmal ›ein‹ mit Starkton gesprochen werden müsste, Artikel werden gewöhnlich durch Schwachton definiert – aber das wäre politisch ganz irrelevant) konnotiert hingegen den ethnischen Volksbegriff in Opposition zu anderen Ethnien. In der Abfolge koppeln die beiden Parolen ein markantes Kontinuitätssignal und ein nicht minder markantes Diskontinuitätssignal. Es handelt sich um eine Konstellation mit erheblichen rhetorischen Potentialen, wie immer, wenn man

51 Burke: *A Grammar of Motives* (Anm. 29), S. 192.

Kontinuitäts- und Diskontinuitätssignale relativ frei abmischen kann.

Die Virtuosen im Spiel mit konnotativer Kontinuität und Diskontinuität sind naturgemäß die Literaten und (in der Massendemokratie) die Propagandisten und Stichwortgeber. Wenn Andrej Platonow in *Die Baugrube* die Worthülsen der stalinistischen Entkulakisierungspropaganda in die Alltagskonversationen von Kindern, Familien, Dörflern und analphabetischen Tagelöhnern hineinmontiert, entstehen die skurrilsten Verfremdungseffekte. Beide Seiten, Konnotationstransfer und Konnotationsbruch sind dialektisch verbunden durch ein Prinzip, das Burke als »casuistic stretching« bezeichnet.⁵² Mittels dieses rhetorischen Prinzips kann man Gegensätze einander angleichen. ›Prekarität‹ (analytisch) ist ›Autonomie‹ (programmatisch), weil es keine bevormundenden Regularitäten gibt (Tarifverträge etc.). Burkes Exemplum ist der grammatisch-semantische Gegensatz von ›Liebe‹ und ›Krieg‹. Wir wissen alle, dass man auch die Liebe als eine Art von Krieg kodieren kann, und dass rationale Kriegsführung ein Maß von Einfühlung in den Feind voraussetzt, das durchaus der Liebe würdig wäre. So gesehen gibt es meist strategische Übergangszonen zwischen der analogischen Ausweitung eines Prinzips und dem jeweils entgegengesetzten Prinzip. Die wechselseitige Besetzung begrifflicher Territorien ist in dieser Konstellation grammatisch fundiert.

52 Kenneth Burke: *Attitudes Toward History*, Berkeley³1984, S. 229–232.